



Nationalpark Bayerischer Wald: Auf modernden Stämmen und verrottender Rinde sprießen junge Bäume

NATURSCHUTZ

Die Wut der Waldler

Im Nationalpark Bayerischer Wald fraßen Borkenkäfer 1500 Hektar Fichtenforst. Angesichts der kahlen Stämme fordern die Anwohner, den Naturschutz zurückzuschrauben.

Doch im Schatten der Baumskelette entsteht bereits ein neuer Wald. Von Alexandra Rigos

Waldhäuser könnte ein Idyll sein. Wie auf einem Aussichtsbalkon liegt das Dorf auf halber Höhe am Hang, mitten im Nationalpark Bayerischer Wald. Bisher sei der Ort bei den Feriengästen stets sehr beliebt gewesen, erzählt die Pensionswirtin Henriette Braumandl, schließlich „hat jeder hier ein schmuckes Haus beieinander“.

Wäre da nur nicht der Blick bergauf zum Lusen, mit 1373 Metern der markanteste Gipfel im Nationalpark. Dort oben schimmert der Wald nicht grün, wie es sich gehört, sondern grau – das Werk von Ips typographus, einem auch unter dem Na-



Proteste bei Stoiber-Besuch
Imagepunkte für die Landesregierung

men „Buchdrucker“ bekannten Borkenkäfer.

In den vergangenen, ungewöhnlich warmen Jahren haben diese Insekten im Nationalpark 1500 Hektar Wald zerfressen – etwas mehr als zehn Prozent der Gesamtfläche. Von Luftschadstoffen geschwächt, konnten die Bäume den Käferschwärmen kaum Widerstand entgegensetzen. Dicht an dicht ragen nun knochenbleiche Fichten in den Himmel; vom Granitgipfel des Lusen aus betrachtet, bilden sie einen fast lückenlosen Teppich, der sich auf tschechischer Seite bis weit in den Böhmerwald hinein erstreckt.



Vom Borkenkäfer befallene Fichte



Fraßspuren des Buchdruckers

„Todtraurig“, seufzt eine Spaziergängerin, „wir werden's nicht mehr erleben, daß hier wieder Wald wächst.“ Härtere Worte wählt Henriette Braumandl: „Das ist ein Saustall!“ Und da die Wirtin zugleich erste Vorsitzende der „Bürgerbewegung Nationalparkbetroffener“ ist, macht sie aus ihrer Verbitterung über die Nationalparkverwaltung keinen Hehl: Die staatlichen Naturschützer hätten der Borkenkäferplage nicht rechtzeitig Einhalt geboten – und zwar vorsätzlich. In einem Nationalpark soll sich die Natur vom Menschen unbeeinflusst entfalten – eine Philosophie, die Nationalparkchef Hans Bibelriether im Bayerischen Wald in nunmehr 27 Jahren Schritt für Schritt umgesetzt hat.

Er machte dem Holzeinschlag im Reservat ein Ende, dezimierte zum Ärger der Jäger den hochgepöppelten Wildbestand und duldete die Rückkehr des räuberischen Luchses. Nach den Stürmen Anfang der achtziger Jahre ließ er die gestürzten Stämme – Bauholz bester Qualität – ungenutzt im Wald vermodern, eine Ursünde in den Augen der Förster, denn in diesen toten Bäumen nistete sich der Borkenkäfer ein. „Die haben den Wald zu Tode geschützt“, schimpft Braumandl. Am Stammtisch pö-

belten manche Waldler sogar, Bibelriether gehöre aufgehängt.

Von der vielbeschworenen „Katastrophe“ ist in der vermeintlichen Todeszone am Lusen allerdings wenig zu spüren – die Fichten sind tot, das Leben im Wald geht weiter. Zwei Spechte zanken sich um einen besonders verheißungsvollen Käferbaum, hinter dessen abblättrender Borke sich die zentimeterlangen weißen Maden der Borkenkäfer mit ihren zangenartigen Mundwerkzeugen tummeln. In den hieroglyphischen Fraßgängen des Buchdruckers machen gepunktete Ameisenbuntkäfer Jagd auf dessen Larven, Pilzfäden durchziehen das faulende Holz. Viele Tier- und Pflanzenarten, besonders Käfer, brauchen tote Bäume zum Überleben.

In Wäldern vom borealen, also nördlichen Typ, zu denen die Fichtenbestände in den höheren Lagen des Nationalparks zählen, ist der großflächige Kollaps ein normales Ereignis. Feuer und gefräßige Insekten verzehren in den Nadelwäldern Sibiriens und Kanadas jedes Jahr Hunderttausende Hektar Wald und schaffen so die Voraussetzung für seine Verjüngung. Schon nach kurzer Zeit wuchern zwischen den Baumskeletten Kräuter und Laubgehölze,

in deren Schutz später junge Nadelbäume heranwachsen. Wozu also die Wut der Waldler, die Morddrohungen, die zerstochenen Autoreifen?

„Dieses Bild ist mit unserem Heimatgefühl nicht zu vereinbaren“, sagt Karl Bauer von der „Bürgerbewegung gegen die Nationalparkerweiterung“. Nage der Borkenkäfer weiter, werde nicht allein der Bayerische Wald, sondern auch der angrenzende, weit größere Böhmerwald bald viele kahle Kuppen haben. Auf die natürliche Regeneration des Waldes zu hoffen sei Selbstbetrug – zumindest in den Hochlagen ließen das rauhe Klima, die vom Saurer Regen strapazierten Böden und die dichte Grasdecke aufstrebenden Baumkeimlingen keine Chance.

Deshalb wehrte sich Bauers Bürgerinitiative – nur eine von drei Protestbewegungen in der Region – vehement gegen die Vergrößerung des Nationalparks um 11 000 Hektar Staatswald in der Nähe von Zwiesel. Vergebens: Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber selbst paukte die Ausweitung durch; bei einem Besuch Ende Oktober erklärte er der protestierenden Menge, Naturschutz bringe nun einmal Einschränkungen mit sich.

Dieses ungewohnte ökologische Engagement nehmen viele Waldler dem Ministerpräsidenten nicht ab. Sie sehen ihre Interessen für ein paar grüne Imagepunkte auf dem Konto der Landesregierung geopfert – schließlich falle es leichter, per Federstrich ein Waldstück unter Naturschutz zu stellen, als etwa die Schadstoffströme aus Verkehr und Landwirtschaft zu bremsen, die eben diesen Wald unter Dauerstreß setzen.

Immerhin konnten die Bürgerinitiativen eine Reihe ihrer Forderungen durchsetzen – die neue Nationalparkverordnung wurde an entscheidenden Stellen verwässert. Noch 20 Jahre lang sollen nunmehr die Naturschützer die Natur vor sich selber schützen: den Borkenkäfer im Erweiterungsgebiet und in den Randzonen des Alt-Parks konsequent bekämpfen, den Ruinenwald aufforsten, wo er zu zögerlich nachwächst. „Wir sollten uns nicht vorwerfen müssen“, sagt Bauer, „daß wir kommenden Generationen ein Chaos hinterlassen haben.“ Braucht die Natur also Nachhilfe?

Rainer Pöhlmann hockt auf dem Waldboden und wühlt mit beiden Händen das herbstlich braune Reitgras auseinander. „Bitte schön“, sagt der Nationalparksprecher triumphierend, „überall junge Fichten.“ Die alten Bäume ringsum sind seit mehr als zehn Jahren tot. Schon damals, nach den Stürmen von 1983, fraß sich der Käfer durch den Wald; die Insektenpopulation brach jedoch nach wenigen Jahren zusammen und hinterließ, anders als jetzt, keine großflächigen Zerstörungen, sondern kleinere Inseln toten Holzes.

Die meisten dieser Stämme, silbergrau und von Spechten gelöchert, sind wenige

Schüsse ins Blaue

Gefährliche Sprengkörper im geplanten Thüringer Nationalpark

Pausenlos piept der Detektor. Wie einen Staubsauger schiebt Rinaldo Krügel seine Handsonde über die fahlgelbe Rasenfläche. „Hier hat man mehr Metall als Erde unter den Füßen“, sagt der Mann im roten Overall.

Mit ein paar Spatenstichen gräbt Krügels Kollege Leander Küllmer eine vom Rost zerfressene Panzergranate aus dem Boden und wirft sie in einen Eimer.

Kaum vorstellbar, daß diese Waffenhalde schon vom Januar nächsten Jahres an im Herzen eines Nationalparks liegen soll. Ob die drei Kilometer lange und einen Kilometer breite Schieß-

Zwischen Eisenach, Mühlhausen und Bad Langensalza breitet sich auf rund 20 000 Hektar ein Mischwald aus Buchen, Eichen, Eschen, Ahorn, Linden und Erlen aus, in dem vom Aussterben bedrohte Tierarten wie die Wildkatze und die Gelbbauchunke leben. Auf knapp der Hälfte dieses in Mitteleuropa einmaligen Gebietes soll der Nationalpark Hainich entstehen. Noch in diesem Jahr will der Thüringer Landtag das Gründungsgesetz verabschieden.

Jahrelang wurde um das Projekt gestritten: Grundbesitzer fürchteten, zum zweiten Mal enteignet zu werden, Waldeigentümer wollten auf ihre Nutzungsrechte nicht verzichten. Den Naturschützern hingegen gingen die Pläne nicht weit genug. Nur 26 Prozent des Geländes, so kritisieren sie, seien im Gesetz als Kernzone ausgewiesen, in der weder Landwirte noch Waldbauern wirtschaften dürfen.

Nun kommt zum Ideologiestreit noch Explosionsgefahr hinzu: Weite Teile der vorgesehenen Kernzonen sind mit Sprengkörpern durchseucht. Naturfreunde, die sich in den Urwald verirren, stoßen immer wieder auf Warnschilder: „Blindgänger, Lebensgefahr“.

In der ehemaligen Manöverregion Kindel und Weberstedt übte die deutsche Wehrmacht bereits in den dreißiger Jahren mit ihren Panzern. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahmen zunächst die sowjetischen Streitkräfte und die Nationale Volksarmee, nach der Wende die Bundeswehr die ausgedehnten Schießplätze. Erst 1995 räumten die Militärs das Gelände.

Begraben im Untergrund, hinterließen sie so ziemlich alles, was die Rüstungsindustrie in den vergangenen Jahrzehnten hervorbrachte: Im Container-Giftschrank von Erwin Swajka, 59, Chef der ADI-Entsorger in Weberstedt, liegt – sauber in Regalen aufgeschichtet – haufenweise scharfe Muni-

tion: Panzerabwehrraketen, Artilleriegranaten, Gefechtsköpfe, Personenminen und eine von den Entschärfen eingegipste Granate aus dem Ersten Weltkrieg, die vermutlich Senfgas enthält.

Swajka hat in seiner 32jährigen Karriere als Feuerwerker Hunderte von Fliegerbomben entschärft. Die Übungspraxis der Sowjetarmee empört ihn immer wieder: „Die NVA hat ja ihre Schüsse noch gezählt, aber die Russen schossen einfach ins Blaue hinein, und wenn die Übungsmunition ausging, benutzten sie eben scharfe.“ Zum Beweis zeigt er eine sowjetische Panzerabwehrrakete. Um eine Detonation zu vermeiden, knipsten die Militärs einfach die zwei dünnen Zündungsdrähte durch – was die Gefährlichkeit des Sprengsatzes nicht mindert.

Mehr als 250 Tonnen Sprengstoff haben die ADI-Mitarbeiter bereits entsorgt. „Als wir den Vertrag mit der Standortverwaltung Erfurt schlossen, gingen wir von 950 Hektar kontaminierten Geländes aus“, sagt ADI-Geschäftsführer Fred Norton, „tatsächlich aber sind es etwa 3000 Hektar. Hier liegt zehnmal mehr von dem Teufelszeug, als wir ursprünglich angenommen hatten.“

Letzte Woche einigten sich Bundeswehr und ADI, daß die Arbeit – wenn auch mit weniger Personal und geringeren Kosten – weitergehen soll. Der Kompromiß heißt „qualifizierte Oberflächenberäumung“: Hatten die Entschärfer bisher 40 Zentimeter tief gegraben, um die Minen und Granaten aus dem Erdreich zu holen, so wird künftig nur noch „spatentief“ entsorgt.

„Alle Dinge, die wir auf der Oberfläche finden, werden geborgen“, erklärt Regierungsamtsrat Günter Dohmeier von der Standortverwaltung Erfurt. Nur wenn die Experten irgendwo auf etwas Gefährliches stoßen, werde „von Fall zu Fall auch mal tiefer gegraben“.

Der Erfurter Munitionsentsorger Rainer Döring sieht in dieser Lösung einen fragwürdigen Kompromiß. Zwar sei die „Begehbarkeit“ so wohl gesichert. „Allerdings“, so der Experte, „dürften Mensch oder Tier dann nicht anfangen zu buddeln.“



F. SOMMARRIVA

Räumkommando im Thüringer Wald: Verminte Natur

bahn des ehemaligen Truppenübungsplatzes Weberstedt bis dahin von ihren militärischen Altlasten befreit werden kann, ist zweifelhaft. Letzte Woche stockten die Sucharbeiten; fast jeder zweite der 85 Munitionsentsorger erhielt ein Kündigungsschreiben.

Der australischen Firma Australian Defence Industries (ADI) war das Geld ausgegangen. Der Bund, der noch bis Ende dieses Jahres für das Gelände zuständig ist, wollte nicht weiter zahlen. Thüringer Naturschützer sahen den Ruf von Deutschlands 13. Nationalpark in Gefahr, noch ehe er überhaupt gegründet ist.



ACTION PRESS

Naturschützer Stern

Nach 18 Jahren wieder ein Film

Meter über dem Boden abgebrochen; die Überreste liegen wie Riesenmikados am Boden. Aus dem Holz schieben sich die Zungen des Zunderpilzes, am Boden wachsen Hainsimse, Farnkraut, junge Buchen und Vogelbeeren. Und überall bahnt sich der Waldnachwuchs seinen Weg durch den Grastepich, wurzelt auf morschen Stämmen und Flecken verrottender Rinde.

„Wenn die Fichten einmal gekeimt sind“, sagt Pöhlmann „ist da kein Halten mehr.“ Kritiker Bauer hingegen ist überzeugt, daß vielerorts ohne menschliches Zutun nie wieder Wald gedeihen wird. Recht haben, jeder auf seine Weise, beide, denn ihre Vorstellung von Wald ist grundverschieden: Während sich Bauer den gleichmäßigen Forst reifer Fichten zurückwünscht, durch den er mühelos querfeld-ein wandern konnte, sieht Pöhlmann eine Waldwildnis entstehen, in der gestorbene Stämme kreuz und quer liegen und sich Baumgruppen mit grasbewachsenen Lichtungen abwechseln.

In Wahrheit dreht sich der Streit im Bayernwald – der selbst den Öko-Veteranen Horst Stern bewog, nach 18 Jahren wieder einen Film zu drehen* – nur vordergründig um den Käferfraß. Die Kernfrage lautet vielmehr: Darf sich im dichtbesiedelten Deutschland ein Stück Wildnis entwickeln? Unweigerlich fällt im Gespräch mit Protestlern der Satz: „Wir sind doch hier nicht im Yellowstone!“ Wildnis müsse da erhalten werden, wo es sie noch gibt; der Bayerische Wald jedoch sei schon seit Jahrhunderten eine Kulturlandschaft, und das solle er auch bleiben.

Wer Wildnis schützen will, empfiehlt auch Bauer, solle sich doch besser für den Regenwald in Brasilien engagieren – ein

* SPIEGEL TV Reportage, 23. November, 23 Uhr, Sat 1.

Ansinnen, das Machthaber in Entwicklungsländern empört zurückweisen. Ihr Standardargument lautet: Wer bei sich daheim bereits jegliche unberührte Natur ausgemerzt hat, soll nicht von armen Ländern verlangen, auf das Abholzen ihrer Urwälder zu verzichten. Im reichen Deutschland sind es derzeit lediglich magere 0,4 Prozent der Landesfläche, die ganz der Natur überlassen bleiben sollen.

Von den zwölf deutschen Nationalparks – am 1. Januar soll in Thüringen der dreizehnte gegründet werden (siehe Kasten Seite 222) – entsprechen nur zwei, der Bayerische Wald und der Nationalpark Berchtesgaden, internationalen Standards. Dennoch protestieren praktisch überall Anrainer gegen „exzessiven Naturschutz“. Wo neue Reservate geplant sind, rüsten sich umgehend Bürgerinitiativen zum Widerstand gegen den „Ökofaschismus“.

Im September trafen sich die Protestler aus Watt und Wald, von Bodden und Berg, um eine Dachorganisation zu gründen – den „Bundesverband der Nationalparkbetroffenen“. Seine Mitglieder befinden sich, so die Satzung, „in tiefer Sorge, daß der Naturschutz zu einer ideologischen Spielweise experimentierfreudiger Wissenschaftler verkommt“.

Nationalparkbetroffene fallen etwa im Wendland einst loyale Gorleben-Gegner ihrer Umweltministerin Monika Griefahn in den Rücken. Sie will in der urtümlichen Flußlandschaft des Elbetals ein 11 500 Hektar großes Reservat einrichten. Besonders jenseits der Elbe, im Amt Neuhaus, grenzt der Volkszorn an Hysterie. Die Einwohner dort stellen den Naturschutz kurzerhand auf eine Stufe mit der Tyrannei des DDR-Regimes.

Proteststürme toben auch durch den hessischen Kellerwald. Dort hat ein großer naturnaher Buchenbestand, wie er einst für ganz Mitteleuropa typisch war, das Zeitalter der Fichten-Monokulturen überdauert. Das ganze Gebiet, Heimat von Wildkatzen, Uhus und Feuersalamandern, befindet sich in Staatsbesitz.

Obwohl sich außer der Sperrung einiger Wege für sie nichts ändern wird, lehnen die Anwohner den geplanten Nationalpark ab: Bei einem Bürgerentscheid Mitte Oktober in den Gemeinden Frankenau, Edertal und Vöhl stimmten mehr als zwei Drittel der Wähler gegen das Projekt. Die Entscheidung wird demnächst im Kreistag von Waldeck-Frankenberg fallen.

Ob im strukturschwachen Wendland oder in der Gegend um den Edersee mit ihren sinkenden Besucherzahlen – eigentlich müßten die Lokalpolitiker ihre Nationalparks händ-



Waldbewohner Luchs: Rückkehr nach Bayern

Nationalparks in Deutschland



ringend herbeisehen. Wie sehr die Fremdenverkehrsbranche von den Naturreservaten profitiert, ist im Bayerischen Wald zu beobachten: Mehr als eine Million Menschen besuchen jährlich den Nationalpark; Großparkplätze und kürzlich ausgebaute Pensionen zeugen vom Boom des Naturtourismus.

„Der Nationalpark war unsere einzige Hoffnung“, sagt ein Wirt aus Spiegelau,

„was anderes gibt es hier doch nicht.“ Daß die skelettierten Fichten oben am Lusen die Touristen abschrecken, fürchtet er nicht. Er hat andere Sorgen: Billige Last-Minute-Angebote locken seine Klientel an sonnige Mittelmeerstrände.

Rational läßt sich der Zorn auf das Regiment der Naturschützer ohnehin nicht erklären. Fragt man Ludwig Geier, den zweiten Vorsitzenden der „Nationalparkbetroffenen“, was ihn persönlich betroffen macht, erzählt er eine Provinzposse nach der anderen: von dem kleinen Jungen, dem ein Ranger verbot, ein Stöckchen in den Rachelsee zu tauchen; oder von dem 75jährigen Greis, der ein Bußgeld zahlen mußte, weil er auf einem verbotenen Weg vom Rachel zum Lusen wanderte.

„Die Menschen werden ausgesperrt“, klagt Geier. Zwar durchziehen mehr als 200 Kilometer Wanderwege das Gebiet, doch vielen Waldlern geht es ums Prinzip. Keiner von ihnen verfiel auf den Gedanken, sich frei in Nachbars Vorgarten bewegen zu wollen; im Nationalpark hingegen mutiert manch ein gesetzestreuer Bürger zum Marlboro-Mann und pocht trotz auf sein Recht, auch noch auf dem letzten Quadratmeter einigermaßen intakter Natur herumtrampeln zu dürfen. „Allein die

Tatsache, daß es Regeln gibt“, sagt Michael Held, stellvertretender Leiter des Nationalparks, „bringt die Leute auf die Palme.“

Doch die Nationalparkverwalter haben dazugelernt: Nicht allein der Wald braucht Zeit, sich nach dem Borkenkäferbefall zu regenerieren; mehr Zeit noch brauchen die Menschen, um Vertrauen zu den Naturschützern zu gewinnen und Gefallen zu finden an dem Stück Wildnis vor ihrer Haustür. Wenn am Lusen erst der „neue, abwechslungsreichere Wald“ wächst, den Nationalparkchef Bibelriether verspricht, werden sie auf ihn vermutlich ebenso stolz sein wie auf ihren „Seelensteig“ unten im Tal.

Dieser Holzsteg windet sich durch ein Gebiet, wo 1983 zur allgemeinen Empörung die vom Wind geknickten Bäume liegenblieben. Heute wandern staunende Besucher durch einen Märchenwald voller junger Tannen, die bereits Christbaumformat erreicht haben. Und selbst die nationalparkbetroffene Wirtin Braumandl nennt das Naturparadies mit widerwilliger Bewunderung „unser Vorzeigstück“. ◆